FÜR DIE SCHULE, NICHT FÜRS LEBEN LERNEN WIR. Der Einfluss von Schulerfolg auf die Karriere

Ob Wahrheit oder Legende – es ist ein Leichtes, in Biographien über weltberühmte Persönlichkeiten sowohl Beispiele für erfolgreiche als auch für missratene Schulkarrieren zu finden. So gehört es heute zum Allgemeinwissen, dass Immanuel Kant, René Descartes oder Vladimir Lenin als Musterschüler eifrig lernten und auch im späteren Leben so erfolgreich waren, wie ihre Schulkarrieren hatten erwarten lassen. Genauso lässt sich im Gegenzug auf Winston Churchill, Richard Wagner oder Henri Kissinger verweisen, deren missratene Schulkarrieren nie hätten hoffen lassen, dass sie im späteren Leben derart Grosses leisten würden. Aber auch heute kennen wir sie, die Jugendlichen, deren Eltern Angst haben, dass sie zu missratenen Söhnen oder Töchtern heranwachsen könnten. Denn sie schreiben lieber Romane, statt sich auf Prüfungen vorzubereiten, sie wollen Musicstar werden, statt in Französisch genügende Noten zu erzielen oder sie nutzen trotz drohender ‚Nicht-Versetzung‘ die gesamte Freizeit und auch einige geschwänzte Schulstunden dazu, um in Vaters Garage einen Online-Dienst hochzuziehen oder sich als Computer-Freak an LAN-Parties zu profilieren. Genauso jedoch kennen wir erfolgreiche, weil gradlinige Schulbiographien Jugendlicher. Dazu gehören nicht nur diejenigen, welche leistungsmotiviert und ohne Probleme den Schulparcours absolvieren, sondern auch solche, die zwar nur dank Nachhilfe oder Lernstudio den Übertritt in die nächste Schulstufe schaffen, diesen Mehraufwand jedoch motiviert und zielstrebig in Kauf nehmen und bereit sind, auf den freien Mittwochnachmittag zu verzichten.

Die Trend-Generation der Millennials

Ob erfolgreiche oder misserfolgreiche Schulkarrieren: die Schule lehrt die Jugendlichen, dass Schulerfolg eine zentrale Quelle ist, aus der sich gesellschaftliche Erfolge speisen. Und spätestens dann, wenn die Schulpflicht erledigt ist, wissen sie, dass auch ihr zukünftiges Leben von solchen Erfolgssimperativen geprägt sein wird, denn ohne Zertifikate, ohne Schlüsselkompetenzen, ohne *éducation permanente* werden sie wenig Aussicht auf eine erfolgreiche Berufskarriere haben. Verständlich also, wenn vor diesem Hintergrund die Bereitschaft steigt, Schule und Unterricht im Rückblick zu bilanzieren. Entsprechende Ergebnisse aus der Sicht der Schülerschaft

sind in den letzten Jahren denn auch aus vielen Gründen als wichtig erkannt worden. Einer ist, dass Schülerinnen und Schüler mit ihren rund 14 000 Stunden Schule die besten Profis sind, um die Schulqualität zu beurteilen. Gerade deshalb auch gewinnt ihre Sicht in der Evaluation von Schulen zunehmend an Beachtung. Erstaunlicherweise wenig wissen wir jedoch darüber, wie Jugendliche ihre *eigene* Schulkarriere am Ende der obligatorischen Schulzeit im Rückblick beurteilen. Gerade solche Urteile müssten uns aktuell besonders interessieren, weil sie von den ‚Millennials‘, der ersten Generation des neuen Jahrtausends stammen, die von den beiden Generationenforschern William Howe und Neil Strauss in ihrer Publikation ‚Millennials rising. The Next Great Generation‘ beschrieben und vom Siegener Jugendforscher Jürgen Zinnecker mit «null zoff voll busy» charakterisiert worden sind. Stabilität, beruflicher Erfolg und Familienglück seien ihre grössten Ziele, und ihr Leben wünschten sie sich weitgehend so, wie ihre Eltern es ihnen bereits vorgelebten. Arbeit sei für diese Jugendlichen nach wie vor sehr wichtig, aber sie wollten erfolgreich sein dabei und auch Spass daran haben. Trotz drohender Kriege, Umweltproblemen und Arbeitslosigkeit sähen die Millennials ihre Zukunft optimistisch, denn sie hätten ja sich, ihre Freunde und ihre Klassenkameraden. Das sei die grosse Stärke dieser neuen Generation, sagen ihre Interpreten.

Für die Schule, nicht für das Leben lernen wir!

In der Schweizer Langzeitstudie «Frühlesen und Frührechnen als soziale Tatsachen» sind fast 400 solche Millennials aus verschiedenen geographischen Regionen der Schweiz vertreten. Weil sie seit ihrem Schuleintritt im Jahr 1995 in regelmässigen Abständen untersucht und im Herbst letzten Jahres als 15jährige auch gebeten worden sind, ihre eigenen Schulkarrieren rückwirkend zu bilanzieren, interessiert natürlich, ob sich im Kern diese null-zoff-voll-busy-Orientierung auch in der Selbstbeurteilung abbildet. Mit diesem Ziel haben wir den Jugendlichen zwei Fragen gestellt, wobei wir uns an der aus den achtziger Jahren stammenden Untersuchung von Hurrelmann/Wolf zu den subjektiven Auseinandersetzungen Jugendlicher mit der eigenen Schullaufbahn orientiert haben. Die erste, der Retrospektive gewidmete Frage lautete: «Welche Bedeutung hat die zurückliegende Schulzeit und deine Leistungen für dich? Würdest du heute etwas anders machen, wenn du noch einmal vorne beginnen könntest?» Konträr dazu war die zweite Frage prospektiver Ausrichtung: «Welche Auswirkungen haben die Schule und insbesondere deine Schulleistungen auf deine Berufswahl und deinen Lebensweg?»

Wer nun erwartet, dass diese Schülerinnen und Schüler im Rückblick nur mit der Schule abrechnen, sie als wenig lebensnah oder als langweilig abtun oder sie unbeeindruckt zur Seite legen, der täuscht sich. Diese gibt es zwar auch, doch muss man nicht einmal ganz besonders genau hinhören oder zwischen den Zeilen lesen können, um einer anderen als der von den Interpreten der Millennials intonierte Melodie gewahr zu werden. Oder handelt es sich möglicherweise nur um eine Variation dieser Grundmelodie?

Die grosse Bedeutung des zukünftigen Berufserfolgs (,voll busy') ist die Grundmelodie der Millennials. Viele wollen hoch hinaus oder geben dies zumindest an, obwohl ihre Schullaufbahnen bisher nicht nur in diesem Sinne verlaufen sind. Diese Tendenz zur Selbstüberschätzung ist jedoch verständlich und Ausdruck ihrer Ambitioniertheit und ihres Bewusstseins um die Notwendigkeit hoher Qualifikationen. Gerade deshalb erscheint ihnen das Lebensmotto ihrer Eltern «Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir!» trotz aller Sympathie absurd, denn akzeptable Noten sind für viele das einzige Ziel des Kampfs und Krampfes der vergangenen Jahre. Gerade deshalb sind sie auch bereit, zusätzliche Anstrengungen zur Verbesserung der Berufschancen in Kauf zu nehmen, obwohl sie sehr genau wissen, dass weder private Nachhilfe noch eine (freiwillige) Klassenrepetition Garant sind für die Zielerreichung. Trotzdem oder gerade deshalb gilt für viele die Devise: Je schwieriger der Abschluss der Schule, desto langsamer die Annäherung ans Nadelöhr Berufsbildung/gymnasiale Ausbildung, umso mehr Zeit, sich noch besser vorzubereiten, auszubilden und zu qualifizieren.

Retrospektiven zwischen Reue und Schlusstrich

Aber wenn es darum geht, Schulerfolg und Schulversagen interpretativ zu verarbeiten, dann bleiben Gemeinsamkeiten dieser Jugendlichen offenbar auf der Strecke. Denn unterschiedlicher könnten die persönlichen Bilanzierungsmuster nicht ausfallen. Zum einen ist da ein recht grosser Teil der Jugendlichen, der sich ausgesprochen verantwortlich fühlt für die eigene, nicht in allen Teilen erfolgreich verlaufene Schullaufbahn. Ihre Aussagen sind denn auch von Selbstkritik und Reue, weniger jedoch von Coolness geprägt, die man eigentlich von dieser neuen Generation erwarten würde. Ihr entspricht hingegen weit deutlicher das andere Bilanzierungsmuster solcher Jugendlichen, die kaum zurück schauen wollen und ihre Schulzeit mit «vorbei ist vorbei» ad acta legen. Sie haben auch wenig Grund zu Selbstkritik, gehören sie doch zu den schulerfolgreichen Millennials, für die, meist aus eher bildungsnahe

Milieus stammend, die Matura als angestrebter Schulabschluss fast schon selbstverständlich ist.

Wenig Gemeinsames innerhalb der neuen Trendgeneration findet man denn auch in den Antworten auf die Frage, was man anders machen würde, könnte man das Rad der Zeit noch einmal zurückdrehen. Da ist einmal ein recht grosser Teil der Jugendlichen, die Einiges anders machen würden. In erster Linie sind es solche, die aufgrund ihrer eher ungünstigen Schullaufbahnen eigentlich eher zu den Schulversagern zu zählen wären, sich nun aber mit grosser Zuversicht für einen bestimmten Beruf entschieden haben und den Abschluss der Schulzeit als Neuanfang nutzen wollen. Dass ihre Rückschau in besonderem Masse durch Bedauern und Reue geprägt ist, von der Schule nicht stärker profitiert zu haben, zeigt sich in Sätzen wie «An mir lag die Hauptschuld» oder «Heute glaube ich, dass die Schule wichtiger gewesen ist und ich schon ein wenig mehr hätte liefern können.» Solch beeindruckende Selbstkritik scheint nicht von ungefähr: Die Aussicht vor Augen, zukünftig möglicherweise vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt zu sein, verstärkt ihre Verunsicherung und auch ihre Angst, noch mehr leisten zu müssen, um überhaupt irgendwelche Optionen für berufliche Möglichkeiten zu haben. Vor allem Jugendliche aus anforderungsniedrigeren Schulstufen äussern Bedenken, nicht ins Normalkonzept der Gesellschaft zu passen. Aufgrund ihrer Klassenrepetitionen oder Zurückstufungen sind sie nicht nur mit einem niedrigeren Selbstwertgefühl ausgestattet, sondern sie wissen auch, dass sie nicht in echte Konkurrenz mit Schülerinnen und Schülern anderer, d.h. höherer Schulformen treten können.

Erfolg schafft Distanz

Distanziert gegenüber der Schule zu sein kann sich hingegen leisten, wer erfolgreich ist. Zumindest scheint diese Aussage plausibel, wenn man die Selbsteinschätzungen der Jugendlichen mit zwar gradlinigen, nicht immer jedoch erfolgreichen Schullaufbahnen und mit Matura-Ambitionen in den Blick nimmt. Sie bilanzieren sie weit seltener mit Reuegefühlen und scheinen von der eigenen Schulkarriere in ihrem Selbstwertgefühl deutlich weniger belastet zu sein. Weil sie gewiss sind, dass ihnen keine Lehrstelle abhanden kommt, sind sie auch in einer günstigeren Position. Trotzdem: Ihre Aussagen wie «Was gewesen ist, interessiert mich nicht, ich lebe jetzt» oder «Ich habe schon immer Glück gehabt, ich glaube an mich» zeugen nicht unbedingt von ungebrochener Erfolgssicherheit, wohl jedoch von einer gewissen Coolness, die möglicherweise ihre Anspannung verdeckt. Denn auch sie stehen unter erhöhtem Erfolgsdruck, haben sie doch grossenteils eine Aufnahmeprüfung an die Kantonsschule

resp. das Gymnasium mit ungewissem Ausgang vor sich. Denn die Matura ist auch nicht mehr ohne Anstrengung zu haben. Diese retrospektiven persönlichen Bilanzierungen sind insgesamt eher beeindruckend denn ernüchternd, und sie wollen nicht so recht ins Bild der Millennials passen.

Anders, d.h. ernüchternd *und* beeindruckend, präsentiert sich hingegen ihre *prospektive Bilanz*. Rein biographisch gesehen hat Schule zwar eine grosse Bedeutung für sie alle, verbringen sie doch einen Grossteil ihrer Zeit und für eine immer länger werdende Zeitspanne in dieser Institution. Aber zwischen der grossen Bedeutung, welche sie ihr als ‚Zertifizierungsinstanz‘ zusprechen, die lediglich den abverlangten Stoff prüft und kontrolliert, wer den Anforderungen gewachsen ist und ihrer Funktion als unterstützende Orientierungshilfe bei der Bewältigung von Lebensaufgaben klafft eine grosse Lücke. Sowohl schulisch Erfolgreiche als auch Misserfolgreiche mögen in der Mehrzahl keine Bezüge herzustellen zwischen Schulwelt und persönlicher Lebenswelt. Zwar sind verschiedene Exponenten der Jugendforschung bereits in den letzten beiden Jahrzehnten zu solchen Erkenntnissen gelangt, doch scheint die Arbeitsmarktkrise die Qualifizierungsfunktion von Schule noch zu verstärken. Dies ist auch verständlich: Je kritischer sich der Arbeitsmarkt gestaltet oder je selektiver (sprich: je höher der Notendurchschnitt für den prüfungsfreien Übertritt sein muss) die Zugänge zu weiterqualifizierenden Schulen sind, desto bedeutsamer wird ihre Zertifizierungsfunktion, desto grösser aber auch ihre *inhaltliche* Bedeutungslosigkeit. Das Abschlusszeugnis bekommt einen Tauschwert für den Eintritt ins Leben nach der obligatorischen Schule und wird so zum wichtigsten Ergebnis der schulischen Lernvorgänge.

Paradoxerweise fördert diese Situation die enorme Bedeutungszunahme der Schule. Darin ist denn auch der Grund zu suchen, warum die Millennials bildungsambitioniert sind und so viel freiwilliges Schulengagement im Spiel ist, messbar am hohen Anteil an Nachhilfe, der in der Schweiz gut und gerne die 30%-Marke übersteigt. Dabei sind es gerade nicht nur Jugendliche mit Bildungsrisiko, sondern viele Schülerinnen und Schüler aus privilegierten Milieus, welche in der anvisierten Bildungsstufe reüssieren und eine Zurückstufung in ein weniger anspruchsvolles Niveau unbedingt vermeiden wollen.

Repetieren wird salonfähig

Gerade deshalb wird Schulerfolg zunehmend anders definiert und nicht mehr ausschliesslich mit Stabilität und Gradlinigkeit, d.h. mit einer möglichst geringen An-

zahl an Schuljahren und einem möglichst kleinen Aufwand konnotiert. Klassenrepetition und Nachhilfe werden salonfähig. Sie stehen nicht weiter ausschliesslich als Indikatoren für schulisches Versagen, sondern in gleichem Ausmass auch für den erfolgreichen Umgang mit Instabilität und somit auch als präventiver Garant für eine erfolgreichere berufliche Zukunft.

Möglicherweise sind die selbstkritischen und reuigen Töne eines Teils dieser Jugendlichen tatsächlich nur bestimmte Variationen der Grundmelodie der Millennials. Weil diese Grundmelodie heisst, entspannt dabei zu sein und sich bildungsambitioniert und trotzdem allen Widrigkeiten im Leben gegenüber irgendwie zu behaupten, ist man zu biographischem Optimismus geradezu gezwungen. Trotz Leistungsversagen ist Pragmatismus angesagt, so dass Konflikte (null zoff) nicht mehr zur eigenen Biographie gehören, sondern mit freiwilligem Schulengagement oder einem Neuanfang bewältigt werden sollen. Bei allem mitzuhalten (voll busy) gilt denn auch als Devise, damit die Welt in Ordnung ist und der optimistische Glaube an sich selbst eingelöst werden kann. So besehen bekommen Selbstkritik und Reue eine neue, andere Bedeutung: Sie werden zu einer wichtigen Markierung des Neuanfangs, als Ausdruck einer Hoffnung für eine bessere berufliche Zukunft.